

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 253.

Samstag, 28. Oktober.

1916.

Wenn die Blätter fallen.

(O. Fortsetzung.)

Roman von Hans von Belgard.

(Nachdruck verboten.)

Was wollte der Graf Bergen von mir, der mich ja gar nicht kannte, dem ich so fremd war wie er mir?

Sein Reichthum, der Luxus eines Lebens mit ihm lockten mich nicht; wie sollte ich mir etwas wünschen, das ich niemals gekannt; man entbehrt doch nur, was man befehen.

Ich entbehrte und ersehnte nur eins: ein Lebenszeichen, einen Gruß von dem Manne, dessen Liebe und Vertrauen ich befehen, ein einziges liebes, tröstendes und ermutigendes Wort von dir, Werner.

Und besaß ich denn in dem Bewußtsein unserer Liebe nicht einen Schatz, über den weder Welt noch Schicksal Macht besaß? Nein, nein, ich wollte den Grafen nicht, ich konnte ihm nicht folgen auf sein stolzes Schloß, in seine Welt voll Glanz und rauschender Feste.

Daheim wollte ich bleiben, in den Räumen, da jeder Winkel, jeder Gegenstand von dem seligen Einst erzählte, den Bald konnte ich nicht verlassen, wo jeder Baum, jede Quelle mir die Träume glücklicher Zeiten rauschten.

In tiefem Sinnen, aber fest entschlossen, die Werbung zurückzuweisen, betrat ich das Wohnzimmer, in dem Tante Mie und Waltraut mich mit Ungeduld erwarteten.

Wie sie mich plötzlich anheimelte, die alte Stube mit den verbliebenen Möbeln aus Urvaters Hausrat, wie es mich durchzuckte, daß es nirgends wieder ein Plätzchen geben könnte von so traulichem Frieden und schlichter Behaglichkeit, als wie es der alte Lehnstuhl bot in dem großen Fenster mit der Aussicht auf den Gemüsegarten.

Wie fast immer, saß Tante Mie auch jetzt wieder halb verloren in dem mächtigen Stuhle, mißtrauisch schauten ihre hellen Augen mit dem jungen Leuchten immer wieder hinaus, ob die frechen Spähen ihr auch nicht über ihre Gemüsebeete kämen. Bornig sprang sie dann wohl auf, klatschte in die Hände und rief: „Fort, fort, wollt ihr wohl!“ und lange noch grollte sie dann vor sich hin, eine geraume Zeit noch hörte man dann ihr murmelndes Schelten: „Ach Gottchen, ach Gottchen, solch freches Pack, das ist kein billiges Vergnügen, wenn die mir in die Zuckerbäcker kommen.“

Augenscheinlich hatte sie soeben wieder einen Kampf mit diesen ihren Todfeinden gehabt, denn ihre Lippen murmelten noch leise und unverständlich, und in den Augen war ein feindliches Blicken, während Waltraut, leise und gutmüthig lächelnd, über ihren Miskorb gebeugt, dem zornigen Grollen lauschte.

Raum hatte sich die Türe hinter mir geschlossen, sprang Tante Mie empor in solch jugendlicher Gait, als wären die frechen Spähen nun gar ins Zimmer über die Goldlack- und Spazinthentöpfe geraten, und ehe ich ein Wort sprechen konnte, hatte sie mich fest mit beiden Armen umschlungen, ihre Küsse rieselten über mich hin, und immer wieder rief sie, ganz außer Atem vor Erregung und von der schnellen Bewegung: „Ach Gott-

chen, ach Gottchen, mein süß Dirning, mein süß Erika-chen, du sollst Gräfin werden. Ach Gottchen, diese Freude, diese Ehre.“

Ich versuchte mich frei zu machen, wollte sprechen, erklären, daß sie im Irrtum, daß ich niemals Gräfin sein würde, doch ich war ganz benommen von den stürmischen Zärtlichkeiten, und nur verschwommen hörte ich die Worte Waltrauts, die mit strahlendem Lächeln rief: „Wie herrlich, Erika, nun ist das erhoffte Wunder doch gekommen, wir sind frei von der Sorge, der Angst um Hans Magnus.“

Ich wollte Fragen stellen, wollte wissen, was Hans Magnus Sache mit der Werbung des Grafen zu tun habe — energisch befreite ich mich nun doch von Tante Mie.

Aber schon war ich von neuem von warmen Armen umstrickt, und Waltrauts Stimme klang sonderbar feierlich und ernst an mein Ohr: „Welch wunderbare, gnädige Fügung. Du wirst nun reich und kannst an Hans Magnus süßen, was der wüßte Werner an ihm verschuldet.“

Ein sonderbares Empfinden überrieselte mich bei diesen Worten, in jenem Augenblick ward ich eine andere.

Versunken schien mit einem Schlage das blühende Land meiner Jugend, verfliegen die Träume von Glück, das Sehnen und Hoffen langer Tage, banger Nächte.

Ich war kein Kind mehr, kein hoffnungsfeliges junges Mädchen, ich war zum Weibe geworden, zu einem reifen Menschen, der auf eigenes Glück verzichtet, der sich selbst zum Opfer bringt.

Ich mußte den schweren Schritt tun, ich mußte süßen, was deine Schuld in meines Bruders Leben verursacht.

Du lächelst, unbegreiflich erscheint dir mein Handeln.

Wie solltest du aber auch ein Verständnis haben für das Seelenleben, für das reine Denken und Fühlen eines ganz jungen Mädchens. Verstehe ich mich doch herte selbst nicht mehr, nachdem das Leben über mich dahingegangen, nachdem ich so oft wirklicher Schuld gegenüber gestanden, nachdem mein ganzes Empfinden so anders geworden ist.

Heute ist es auch mir unbegreiflich, dieses wunderbare Gefühl von heiligem Ernst und glückseligem Opfermut, das ich empfand, als ich dem Grafen mein Jawort gab.

Mit keinem Gedanken weilte ich bei seinem Reichthum, seinem Grafentitel, nur das Empfinden des Sühneopfers war in mir.

So fest war ich überzeugt, das Rechte zu tun, daß auch meines Vaters angstvoll beschwörende Frage: „Weißt du aber auch, was du tust, mein Kind, bist du dir der Größe jener Stunde bewußt, da zweier Menschen Leben zu einem wird?“ kein Schwanken in mir wachrief.

Mir war dieser Schritt zur inneren Notwendigkeit geworden, da klammerte mich nichts anderes mehr,

blind vertrauend überließ ich mich dem gewählten Schicksal.

So, ganz befangen in dem süßen Traum der Opferung für die Schuld des Geliebten, hatte ich eigentlich kaum ein bewußtes Empfinden, als mein Verlobter mir den Brautkuß auf die Rippen drückte, als er mir den Ring, den seine Mutter einst getragen, an den Finger steckte.

Wir waren nicht lange verlobt, und die Zeit vor unserer Hochzeit ging dahin, ohne daß ich eigentlich recht erwachte.

Vielleicht, wenn mein Verlobter mich mit heißen Küßen und Liebkosungen überhäuft, vielleicht wäre ich dann doch zurückgeschauert vor dem Schritt in diese Ehe ohne Liebe.

Aber Graf Günther belästigte mich nicht mit seinen Zärtlichkeiten, er behandelte mich in stets gleichbleibender zarter Liebeshöflichkeit.

Sin und wieder ein Kuß, so leicht und flüchtig, wie ihn wohl ein Bruder, ein Onkel gibt, ein leichtes Streicheln seiner feinen, weißen, blaugeäderten Hand über meine Wangen, über mein Haar, das war alles.

So faßte ich ein täglich wachsendes Vertrauen, eine schwesterlich warme Zuneigung für ihn.

Lange hatten mich Zweifel gequält, ob ich es ihm sagen müßte, daß meine heiße Liebe ihm nicht gehörte, daß ich einstmal in seligem Goffen ein Leben mit dir erträumt.

Aber als ich nach langem Kampfe in meiner Herzensnot zu ihm kam, da sagte er lächelnd, meine Beichte schon nach den ersten Worten unterbrechend: „Aber, Meines, womit quälst du dich. Warum sollst du denn nicht jemand lieb gehabt haben, das hat doch nichts mit unserer Verbindung zu tun. Ich bin zufrieden mit dem, was du für mich empfindest. Wir sind ja doch schließlich nicht der Hans und die Grete aus dem Dorf, die sich vor Liebe auffressen wollen und sich nach einem halben Jahre sicher schon prügeln. — Ich hoffe, unser Leben wird ein in jeder Beziehung harmonisches werden, und was an mir liegt, werde ich tun, um es dich nicht bereuen zu lassen, deine frühlingsfrische Jugend mir altem Lebemann geschenkt zu haben.“

Dann plauderte er von den Reisen, die wir machen wollten, erzählte interessant und fesselnd von dem Leben in der großen Welt, in den fremden Ländern und erweckte so allmählich ein Sehnen nach den Schönheiten der Erde in mir.

Ohne Bangen sah ich dem Tage unserer Vereinigung entgegen, ohne Scheu war ich bereit, ihm in das neue Leben zu folgen, und als am Tage vor unserer Hochzeit Hans Magnus mir freudestrahlend die Bezahlung seiner sämtlichen Schulden durch den Grafen mitteilte, da überkam mich ein Empfinden so heißer Dankbarkeit, daß es dem Gefühle warmer Liebe sehr ähnlich war. Vielleicht hätte ich meinen Mann aufrichtig lieben gelernt, wenn er sich nach meiner Liebe geseht und wenn wir Zeit genug dazu gehabt hätten.

Aber auch, als ich sein Weib geworden, änderte Graf Günther sein ritterliches, zart zurückhaltendes Wesen nicht.

Oft fragte ich mich, warum er wohl gerade mich zur Lebensgefährtin erwählt, er, dem die schönsten und vornehmsten Damen der großen Welt nur zu gerne gefolgt wären.

Denn Liebe war es nicht, die er für mich empfand, nicht jene heiße Liebe, wie sie mich einstmal durchflammt, wie ich, sie zu geben und zu empfangen, einstens geträumt.

Nein, Liebe war es nicht, nur ein warmes Wohlgefallen an meiner Jugend, ein herzliches Freuen an meiner unberührten Frische und Schönheit.

(Fortsetzung folgt.)



Ob die Frucht und Frage nicht nach dem Baume.

(Erläuterter Spruch.)

Der Kriegsmarkt.

Aus Trier schreibt man uns: Auch der gemüsebunte, fruchtbeladene Wochenmarkt hat sein Kriegsgefecht erhalten. Es werden Dinge angeboten, die sonst nicht da waren. Zum Beispiel Tannenzapfen; körbweise stehen sie da, tragen noch den würzigen Waldbuß und grünliche Moosbüschel an den Schuppen und wandern duhendweise aus der Hütte ins Marktnetz flüger Hausfrauen, denn die trockenen Tannenzapfen eignen sich wunderbar zum Feueranmachen und streuen einen würzigen Geruch beim Brennen aus. Als andere Waldgrüße stehen die Hotten mit Eichel und Buchedern da — kein Viehfutter, sondern heute schätzenswerte Nahrungsbeize. Die Eichen können gedörrt, geröstet und gemaßlen werden, um eine Art Kaffeeersatz zu bilden oder auch einen willkommenen Kaffeeersatzartikel. Die Bucheder in ihrer dreilantigen, mauläferbraunen Hülle enthält einen nussartigen Kern, der sich kurzweilig herauspulen läßt. Auch Sonnenblumenfamen und Kürbiserne gibt es pfundweise, und das Anaden erfordert ebensolche Kunstfertigkeit wie das Loslösen der Krabben aus ihrem Panzer. Für die Jugend jedenfalls ein neues Vergnügen. Kastanien in ihrem blanken Braun füllen in diesem Herbst unsere Roselmärkte. Man kann sie in aller Verfassung bekommen: gekocht, roh, geröstet, heiß und kalt, und in jeder Form sind sie schmackhaft und bekömmlich.

Der Obst- und Schaulust lieblichsten Reiz bilden jedenfalls die Obstsorten, die zu richtigen Malerstillleben Körbchen und Kisten der Händler füllen. Einen förmlichen ästhetischen Genuß bereitet dieser Aufbau. Da liegen Trauben vom Burgunderrot bis zum meergrünen Grün neben zart behauchten Pfirsichen, betauten Pflaumen und den marzipanähnlichen Äpfeln und Birnen. Hinein mengt sich fast schüchtern die Nussel mit ihrer eingebeulten, verbeulten, greisenhaften Haut und die erst schmeckt, wenn die Fäulnis eingetreten ist. Als lenke die Obsthändler hin und wieder auch schöngestaltige Anwandlungen, brennen die roten Tomaten dazwischen mit den Blumensträußen von Georginen, Astern und vergessenen frierenden Rosen.

Die Gemüsevielfaltigkeit ist im Gottesländchen des Roselgestades ja bekannt, und es gibt sozusagen alles aus dem Naturgeschichtsbuche der Gemüse- und Krautkultur. Hierzu kommen noch die vielen Gewächse, die bisher verachtet oder ungenutzt gediehen und deren Eßbarkeit vielfach unsere Nonnenklöster ausgeforscht haben. Zum Beispiel Rotrüben- und Futterrübenblätter, die wie Spinat schmecken und von den lernfreudigen Hausfrauen ohne Vorurteil gekauft werden.

Zweifellos war ein Marktstand nie fatter und vielseitiger als im neuen Kriegserbst. Es ist wie ein Symbol der deutschen Gefindungsgebe, die aus verschmähten Dingen noch die brauchbarste Seite zu ziehen versteht. Da gibt es die Stände mit „fleischigen“ Waren, die sich natürlich in ewigem Belagerungszustand befinden. Die Kaninchenschenkel, gespickten Rücken, Ziegenkeulen, Hasenklein, Kleingeflügel und Wildstüde finden zahlreiche Freunde, aber auch der Anblick der kriegsmageren Säbchen und der gerupften Hühner in ihrer traurigen Blöße treibt häufig zu phantastischen Wünschen . . .

Zimmerhin bleibt ein Markttag heute ein diplomatischer Weg, wie flüge Hausfrauen sagen. Die ältesten Kundenfreundschaften und jahrealten Marktbeziehungen zwischen Stadtfräulein und Bäuerinnen sind sagenhaft geworden. Das alte Krautmütterchen, das 12 Jahre in bestimmte Stadthäuser den Hobelsohl gebracht hat und seine langsilbigen Familien- und Bettelgeschichten vor Madame und Köchin ausframen durfte, hat seine Beziehungen einfach gelöst. Der Weistietende bekommt's. Und fast feindselig stehen sich Händlerin und Käuferin gegenüber. Der alte Zweifchen-Riska aus der Tisel, dessen Nasenspitze so gut zu den blauen Früchten paßt, kennt seine alte Kundenschaft, bei der er so manche Tasse Kaffee geleert, jetzt überhaupt nicht mehr. Er knurrt bloß auf alle sanften Preis- und Zweifchenfragen . . . Die Gemütslichkeit ist freilich futsch, auch das Handeln, das eine tüchtige Hausfrau nun mal auf dem Markt nicht unterlassen kann, ist abgeschafft. Wehe, wer es wagen wollte, um 10 oder 5 Pf. zu handeln und zu feilschen, dem fliegen gar liebliche Auforderungen im Roseldeutsch um die Ohren. Jeder Markttag bringt natürlich so ein kleines Schimpfbildchen, das Zuschauer und Zuhörer festhält. „Was, Madame, Sie im Feder-

gut und Glacehandschuhen, Sie finden den Hahn zu 10 M. zu teuer?!“ schreit ein Händler, „unter dem Kriegen Sie ihn über nicht. Lieber nehme ich ihn mit heim und koche ihn meiner Großmutter zum Nachtessen!“ Gelächter und Entsetzungsrufe. Da ruft plötzlich hinter der Menge eine heitere Männerstimme: „Seid doch friedlich, Deutschen, Ihr seid doch allesamt deutsch!“ Ein Feldgrauer ist's. Wahrscheinlich vor kurzem erst aus dem Schützengraben gekommen, sein Kriegsgesicht ist bespritzt, stellenweise zerrissen, das Gesicht trägt Spuren von harter Kriegesarbeit! Die Worte haben gewirkt. Nun möchten ihm die Umstehenden etwas Viehes erweisen. Eine Alte häßlich in ihrem Röschchen eine dicke Birne und teilt sie ihm rasch hin. Eine behäbige Frau stopft ihm den hohlen Löffel mit schneeweißem Quarkkäse in die Ellbogenhöhle und sagt dazu: „Hast kein gesprochen, Junge, daß dir den Käse schmecken.“ Ein junges Mädchen will verschämt die roten Ähren aus dem Strauß ihm schenken, überlegt dann aber und gibt errötend den ganzen Strauß.

Nachdem nimmt der Krieger alles an und stampft durch die Marktreihen weiter.
R. K. N.

22 = Bunte Welt. = 22

Der Fürst des Humanismus. (Zu Erasmus von Rotterdam 450. Geburtstag, 28. Oktober.) Erasmus Desiderius von Rotterdam, der große Humanist, der im Geistesleben der Reformationszeit eine so hervorragende Rolle gespielt hat, steht durch ein glückliches Wunder der Kunst noch heute uns lebhaft vor Augen, wie einst das zarte blonde Männlein an den Höfen der Könige und Geistesfürsten in den Hochschulen und Klöstern bewundert und gefeiert erschien. Einer der größten Porträtmaler aller Zeiten, Hans Holbein d. J., hat sein innerlich befehltes Gelehrtenantlitz in unvergleichlich lebendigen Gemälden dargestellt, am schönsten wohl in jenem Bild des Louvre, in dem von dem lichten Hintergrund einer Linten Tapete sich das ausdrucksvolle Profil dieses ersten Schriftstellers der deutschen Welt abhebt, wie er, die Augen fest auf das Papier gerichtet, mit den bewegten Lippen den schön geformten Satz gleichsam schmeckend, mit den geschmeidigen schriftgewohnten Fingern eine Blüte seines Geistes zu Papier bringt. Selten wohl ist gesammelte Geistigkeit, beschaufliche Vertiefung und philosophische Abgeklärtheit so meisterhaft dargestellt worden als in diesem Bild des Erasmus, das den Gelehrten in seinem schön ausgestatteten Gemach mitten im Schaffen zeigt. Dies friedliche Leben unter Büchern und Manuskripten war sein sehnüchtes Ideal, und an ihm mag Dürer, der aus einer seiner Schriften, seinem berühmten „Handbuch des christlichen Streikers“, den Gedanken zu seiner Radierung von Ritter, Tod und Teufel schöpfte, gedacht haben, als er den „Hieronymus im Gehäus“ als das Sinnbild harmonischer Geistesarbeit schuf. Dürer und Holbein, der kongeniale Illustrator von des Rotterdamer satirischer „Lobrede auf die Nartheit“, beide spiegeln die Welt des Erasmus wieder, und so ist sein Werk überhaupt ein Spiegel jenes gewaltig gärenden Lebens um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts, dessen die Menschheit aufwühlenden Kämpfe er als ein durchaus nicht unbeteiligter, aber doch letzten Endes nicht interessierter Zuschauer gegenüberstand. Erasmus hat ungewollt mehr als jeder andere jene weltgeschichtlichen Strömungen befördert, die in der Reformationszeit hervorbrachen. Aber das Wort, das bei seinen Zeitgenossen umging: „Erasmus hat das Ei gelegt und Luther es ausgebrütet“, hat keine Berechtigung. Dieser Geistliche, der vom Papst die Erlaubnis erhielt, sein Ordensgewand abzulegen, hatte auch nicht das geringste an sich vom Reformator, vom Glaubenskämpfer und Menschheitsfreier; er war Humanist und Gelehrter durch und durch, Geistesaristokrat, Verächter der „gemeinen Menge“, der „Voltaire der Renaissance“, soweit dieser echte Sohn der katholischen Kirche und des „grobianischen“ Zeitalters mit dem Szepter der Aufklärung überhaupt verglichen werden kann. Nicht in seinen wissenschaftlichen Leistungen liegt das Unsterbliche, das Erasmus geschaffen. Wie man in seinem so persönlich gefärbten Latein die teutonische Verheißung aufspürt, so fanden spätere Gelehrte an seinen Ausgaben der Kirchenväter und an seinem Neuen Testament gar manches zu tadeln. Aber er machte zum ersten Mal das Wort Christi zum Gemeingut vieler; er vertrat in seinem zu seinen Lebzeiten in 27 Auflagen verbreiteten „Handbuch“ ein praktisches Christentum, das durch eine vernünftige Aufklärung und eine

allgemein menschliche Augenlehre zur wahren Religion hin führen wollte. Es war der falsche Traum dieses unendlich berebten und bezaubernd geistreichen Mannes, daß er glaubte, seine Bücher wären imstande, aufzubauen, wo sie nur einreißen konnten, seine Feder könnte auf friedlichem Wege vollbringen, was nur durch das Schwert in blutigem Ringen der Weltanschauungen vollendet werden konnte. Und doch hat er ungeheures durch seine Feder geleistet. Mit Recht hat man ihn den ersten Schriftsteller genannt, der in Europa seit dem Untergang der antiken Welt wieder auftrat. Der Glanz der Persönlichkeit, die hinreißende Anmut seines Gespräches, die Fülle seines Wissens, die ihn zum gefeierten Liebling aller Fürstentümer und zu einer geistigen Großmacht in seiner Zeit werden ließen, sie strahlen aus jeder Wendung seiner Schriften, aus seinen Briefen wie aus jenen Nebenwerken seiner Mühe, die auf die Volksstimmung am einflussreichsten waren, aus den satirischen Schriften, die die Anmut und das Feuer seines Geistes am reinsten offenbaren. Da ist die „Lobrede auf die Nartheit“, in der diese muntere Allerweltsdame sich selbst als die große Beglückerin und Erhalterin der Menschheit preist und alle Stände anbetend zu ihren Füßen sieht; da sind die „vertraulichen Gespräche“, spielend entstanden aus einer Phrasensammlung für den Unterricht, köstliche Bilder aus dem Leben und Treiben jener Tage, in denen Spott und Hohn dieses scharfen Beobachters vor nichts Halt machen und dem Priester wie dem Ritter die Schellenkappe aufs Haupt stülpen. Es ist Geist von unserm Geist, der aus diesen Büchern spricht, die zu den größten Erfolgen der Weltliteratur zählen. Erasmus offenbart sich hier als moderner Mensch, allen Eindrücken zugänglich, beständig wechselnd in seiner Stimmung, feinfühlig und nervös, als ein Impressionist, dessen Größe darin bestand, „alles zu verstehen und nichts zu verzeihen.“ Und so wird er fortleben im Andenken der Menschheit nach 450 Jahren als der glänzende Typus des genialen Geistesmenschen, der als Menschenkenner und Lebensgenießer sich ängstlich abschließt gegen die harte Welt der Tatsachen und des Handelns, der aus der Studierstube hinausblickt auf das bunte Gewimmel und mit seinen Schriften die Leidenschaften der Menschen entfesselt, der aber Fenster und Türen schließt, wenn der Sturm draußen losbricht, und sich begnügt am warmen Ofen hinter seinen Büchern versteckt, wenn rings um ihn die großen Menschheitskämpfe toben.

Das Filmfieber in Paris. Wenn in Deutschland und ganz besonders in Berlin eine Ausbreitung des Filmgeschäftes während des Krieges insofern zu bemerken war, als immer mehr Leute sich dem Verufe des Filmens und Gefilmwerdens zuwenden, so haben wir es hier keineswegs mit einer Ausnahmeerscheinung zu tun. Wie aus den französischen und englischen Blättern hervorgeht, greift auch in den Ländern der Alliierten das Filmfieber immer weiter um sich, wobei der Krieg insofern im Spiele zu sein scheint, als zahlreiche durch die Kriegsfolgen geschädigte Existenzen im Film eine neue Erwerbsquelle suchen und zum Teil auch finden. „Auf die Frage nach ihrer gegenwärtigen Tätigkeit“, so schreibt das „Journal des Débats“, „würden heute eine große Menge Pariserinnen antworten: wir furbeln (was nichts anderes als einen beliebigen Fachausdruck zahlloser junger Pariserinnen von heute bedeutet). Nicht jedermann kann Granaten herstellen, und wer irgendwie in nähere oder auch oft nur höchst flüchtige Verührung mit dem Theater kam, betrachtet das Film als eine eintägliche Kunst. In Paris ist das Film im Durchschnitt eine außerordentlich anstrengende Tätigkeit, aber es ist unterhaltend und verhältnismäßig gut bezahlt. Jede Filmgesellschaft in Paris besitzt mindestens drei Regisseure, und zwar einen für das Drama, einen für das Lustspiel und einen für Trüffilms. Jeder dieser Leute ist allmächtiger Herrscher in seinem Reich und beschäftigt die Filmschauspieler nach ihrer Begabung und ihrem Aussehen, die Filmschauspielerinnen hauptsächlich nach der lehteren Eigenschaft. Die Darsteller der Hauptrollen erhalten 70—90 Franken für den Aufnahmetag, und selbst Statistinnen können oft 20 Franken oder noch mehr am Tage einheimen. Vergreiflicherweise nimmt der Andrang filmbegeisterter Jünglinge und Mädchen stetig zu, und alle versprechen sich von dieser Beschäftigung scheinbar ein paradiesisches Dasein. Aber auch hier ist nicht alles so schön, wie es aussieht, da im Folge des großen Angebotes die Gelegenheit, viele Tage im Monat zu „besetzen“, immer geringer wird. Doch so lange der Krieg dauert, wird auch das Filmfieber in Paris eher zu als abnehmen.“

Neues vom Büchermarkt.

Kriegsgedichte, Novellen usw.

* **Karte der Länder und Völker Europas**, „Vollstum und Staatenbildung“ mit einem Begleitwort, von Prof. Dr. Dietrich Schäfer. In über 40 Farbentönen und Signaturen, Maßstab 1:4 000 000. (Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Bossen) Berlin.) „Staat und Nationalität“, diese beiden Begriffe haben durch den jetzigen Krieg eine besondere Bedeutung erlangt. Sie sind zu Schlagwörtern geworden, die in dem politischen Leben unserer Feinde, ihren Reden und Schriften, einen breiten Raum einnehmen, und wahrscheinlich auch bei den künftigen Friedensverhandlungen eine Rolle spielen dürften. Es ist daher wohl angebracht, sich mit diesen Begriffen eingehender zu beschäftigen, und besonders zu begreifen, daß der bekannte Historiker, Professor Dr. Dietrich Schäfer sich in dem seine Karte begleitenden Vorwort über „Volkstum und Staatenbildung“ verbreitet, indem er, von der Bedeutung der konstitutionellen Regierungsform für die Staatenbildung ausgehend, zeigt, wie im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte der Volkswille immer mehr Kraft gewinnt und schließlich der maßgebende Faktor wird, so daß die Lösung „konstitutioneller und nationaler Staat“ immer lauter schallt. Daß aber der neue Gedanke des Vorhandenseins nicht überall umgestalten konnte, und daß die Geschichte über alle Theorien hinweg Völker zusammenschweißt, die verschiedener Abstammung und verschiedener Kultur sind, wird an Belgien und der Schweiz einerseits, der Donaumonarchie, Rußland und den Balkanländern andererseits erläutert und gezeigt, daß in Europa von einem vollen Siege des Gedankens nationaler Staatenbildung nicht die Rede sein kann. Die interessanten Ausführungen des Verfassers finden ihre Veranschaulichung in der Karte selbst, die auf den ersten Blick erkennen läßt, daß die Begriffe „Staat“ und „Nationalität“ sich nicht decken.

* **„Politik“** von Prof. Dr. Fritz Stier-Somlo. Dritte verbesserte und ergänzte Auflage. 175 Seiten. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 4.) (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig. 1916.) Gerade in diesen schweren Tagen, die eine gewisse politische Reife von jedem Staatsbürger verlangen, ist ein Buch wie das vorliegende doppelt willkommen. Denn es ist eine Fundgrube von unentbehrlichen, allgemeinpolitischen Kenntnissen. In großen Zügen, stets die historischen Zusammenhänge herausarbeitend, gibt es uns die Grundlinien einer wissenschaftlichen Politik. In fesselnder Weise ziehen am Leser die Grundprobleme der für jede politische Bildung unentbehrlichen Staatslehre vorüber. Wesen und Zweck, Rechtfertigung und typischer Wandlungsprozeß des Staates, seine natürlichen und künftigen Grundlagen mit Hinblick auf geographische Lage, Familie, Ehe, Frauenfrage und Völkerverhältnisse, Staatsgebiet, Staatsvolk und Staatsgewalt mit ihrem reichen Inhalt, Staatsformen und Staatsverfassungen werden gewiß und gewertet. Monarchie und Volksvertretung, Parteienwesen und Imperialismus, kurz alle unsere Zeit bewegenden politischen Ideen kommen zur Sprache. Reiche Literaturangaben weisen den Weg zum selbstständigen Studium und zur Weiterbildung.

* **Die wirtschaftliche Annäherung der Zentralmächte.** Gedanken und Anregungen zur Neuordnung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn von Dr. Bela Rajni, Rechtsanwalt in Budapest. (Berlin, W. 57, bei E. A. Schwetsche u. Sohn.) Kriegspol. Einzelschriften, Heft 10.) Mitten im gigantischen Schlachtenkampf beschäftigt die Zentralmächte die wichtige Frage der künftigen Verhältnisse im gegenseitigen Austausch der wirtschaftlichen Güter ihrer Länder; das Bündnis, das durch Blut und Eisen geht, soll nach dem Kriege auf wirtschaftlichem Gebiete seine Früchte tragen. Die Neuordnung dieser wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland, Österreich und Ungarn, die in der Zukunft gipfelt, zeigt trotz eifrigsten Streben — haben wie drüben — nach einer alle Beteiligten befriedigenden Lösung, daß das schwierige Problem sorgfältigster Erwägung bedarf. In der vorliegenden Schrift nimmt der mit dem Stoff vorzüglich vertraute Verfasser zu dieser Frage in wertvollen Anregungen das Wort.

* **Die Türken und wir.** Von Ferdinand Künzle-Mann. (Verlag von Edwin Minge in Berlin-Dahlemburg.) Die Schrift gibt einen Begriff davon, mit welcher ungeheurer Ernst die geistigen Führer des Volkes an das türkisch-deutsche Bündnis herangegangen sind und welche große Hoffnung sie in dieses Bündnis im Sinne der Gesundung und Stärkung der Türkei knüpfen.

* **„Aus Vätertagen.“** Novellen von Hans Hoffmann, August Sperl, Holbe Kurz, Wilhelm Schäfer. Herausgegeben von Karl Duffe. (Verlag von Eugen Salzer in Hellbrunn.) Wenn die leichte Tageslektüre für unsere Feldgrünen nicht genügt, und wir dabei einmal von der Vater Tagen hören und lesen will, der vertieft sich in diese von Duffe heraus-

gegebene Folge neuer deutscher Erzähler. Er nennt seine Sammlung Tröst-Einsamkeit, ein eigenartiger Titel vielleicht, denn man weiß nicht recht, was er damit sagen will, aber der Stoff wird gut werden. Karl Duffes literarischer Geschmack bürgt uns dafür. Der erste Band liegt uns vor mit dem obenstehenden Titel. Aus Vätertagen und andere sollen folgen, die ebenso gehaltvollen Inhalt bringen werden. Die Bändchen sind hübsch und dauerhaft gebunden. C. S.

Biographisches.

* **Wilhelm Schäfer: „Lebenstage eines Menschenfreundes.“** (Georg Müller, München 1915.) Das Leben Heinrich Pestalozzis schildert Wilhelm Schäfer in diesem ein wenig breiten, doch immer anregend geschriebenen Buch. Wir erleben die Stürme mit, die Rousseaus Auftreten entsetzte, Bodner, Breitinger, Fuchli und Lavater treten und lebendig geschildert entgegen und auch die Welt der Koalitions-kriege und Napoleons Erscheinung wird unserem Auge näher gebracht. Pestalozzi selbst, der Ruhelose, Verarmte, hockte von Mißgeschick zu Mißgeschick, trotz europäischen Rufes dauernd mit finanziellen Schwierigkeiten kämpfend, immer wieder sich aufraffend, um immer wieder vom Schicksal getroffen zu werden. Mit viel Liebe geschrieben, eignet sich das Buch wie wenige andere dazu, unter das Volk gebracht zu werden. Es sei öffentlichen Bibliotheken besonders empfohlen. Dr. A. M.

* **„Der Schwabenkönig und sein Haus.“** Eine Jubiläumsschrift von Wilhelm Widmann. Mit 14 Abbildungen. (Verlag der Uländischen Buchdruckerei, G. m. b. H., Stuttgart.)

Lehrbücher.

* **„Die neuzeitliche Zucht der Seidenraupe als Nebenerwerb“** von Gregor Keller. (Lehrmeisterbibliothek, Verlag Gschmeidler u. Thal, Leipzig.) Verfasser schildert anschaulich unter Zuhilfenahme zahlreicher Abbildungen alles Wissenswerte über die Seidenraupe, die Zuchtgeräte, den Maulbeerbaum und der Schwärzmurzel, beides Futterpflanzen für die Rauven. Wie die anderen Fachleute, empfiehlt auch er die Seidenraupenzucht als lohnenden Nebenerwerb für Kleinfrieder, zumal für Kriegerväter und für Friedensbedürftige. Der billige Preis des kleinen Leisfadens wird es jedem ermöglichen, sich selbst über die Möglichkeit der Seidenraupenzucht ein Urteil zu bilden. Gerade in unserer Gegend, in der der Maulbeerbaum gut gedeiht, dürfte für viele Zucht besonders geeignet sein. Dr. G. Sch.

* **„Die Seeoffizierlaufbahn“** von Hermann Lüchow, Stabskapitän im Reichsmarineamt. (H. Eifen-schmidt, Berlin, NW. 7.) Die vorliegende Schrift wird namentlich von Eltern, deren Söhne sich der Seeoffizierlaufbahn zuwenden wollen, von besonderem Wert sein; aber auch die letzteren werden sich ein zutreffendes Bild machen können, welche Anforderungen nach den verschiedensten Richtungen hin an sie gestellt werden. Während des Krieges erfolgt die Einstellung der Seekadetten aus staatlichen Beständen. Die Einstellung findet während des Krieges bis auf Weiteres vierteljährlich statt. Die Ausbildung entspricht der Friedensausbildung mit den durch den Krieg bedingten Änderungen. Der Inhalt ist in folgende Abschnitte gegliedert: 1. Vorbildungen zum Eintritt, 2. Eintritt und erstes Dienstjahr, 3. Marineschule, 4. Spezialkurse, Front, weitere Ausichten.

* **„Stammbaum der Insekten.“** Von Wilhelm Bölsche. (Stuttgart, Franck'sche Verlagsbuchhandlung.) Wilhelm Bölsche, der bekannte Naturforscher, hat vor kurzem dieses neue Bändchen im Verlag des Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, erscheinen lassen. Fragen, wie: „Wer war zuerst der Sammetlerling oder der Käfer? Von wem gingen sie beide gemeinsam aus? Wie sah das Insekt der Urwelt aus? Kam das Insekt ursprünglich vom Wasser oder vom Lande? Sucht Wilh. Bölsche in seinem neuen Werkchen zu beantworten. Wenig ist aus den reichen Forschungsergebnissen noch in die weiteren Kreise gedrungen, und zum erstenmal wird von Wilhelm Bölsche versucht, das neu gewonnene Bild allgemein verständlich zusammenzufassen.

* **Katechismus des Gases in Küche und Haus.** (Leipzig, Alfred Michaelis, Verlagsbuchhandlung.)

Zeitschriften.

* **„Das Salonblatt.“** G. m. b. H., Berlin, Breslau, Dresden, Leipzig, München, Wien, Herausgeber Dr. B. Fehrer, bringt v. a. in seiner Oktober-Nummer einen neuen Roman von Othmar Enting „Auch eine Mutter“ benannt. Wie alle Schöpfungen dieses Dichters, der feinste Seelenbildner mit erlebter Erzählerkunst verbindet, ein ungemein fesselndes, in seiner Art ungewöhnliches Problem: „Das heimliche Wachsen und Werden einer tiefen Neigung zwischen Adolphi und Abolphi, die ein erbarmungsloses Schicksal auf Lebenszeit zusammengeschmiedet hat.